

Friedrich Nietzsche – Leben und Werk

III Die Liebe zu Lou Salome und das Zarathustra-Werk

Vortrag von Dr. phil. Florian Roth an der Münchner Volkshochschule, 5. Februar 2007

Sehr geehrte Damen und Herren!

„Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!“ – Auch wenn man sonst nichts von Nietzsche, so kennt man dies berühmt-berüchtigte Zitat. Der Volksmund macht daraus meistens ein "Wenn du zum Weibe gehst, vergiss die Peitsche nicht!" und schreibt das Zitat Zarathustra, wenn nicht gleich Nietzsche selber zu. Dass der Satz im Zarathustra einem „alten Weiblein" in den Mund gelegt wird, es sich also um distanzierte Rollenprosa handelt, wissen die Zitierer in der Regel nicht. Sein Ruf als brutaler Frauenhasser wird damit begründet. Man denkt an den herrischen Mann, der die ungehorsame Sklavin Frau mit der Peitsche bändigt.



Ganz anders aber ein berühmtes, von Nietzsche selber arrangiertes Photo (s.o.). Man sieht eine junge, recht hübsche Frau mit einer kleinen Spielzeugpeitsche, noch kitschig bekränzt, und daneben zwei Herren, älter als Sie. Wer ist das auf diesem Bild. Es handelt es sich bei der jungen Frau um Lou Salome, die beiden Herren sind Friedrich Nietzsche und Paul Ree, ein enger Freund Nietzsches.

Im Mai 1882, also vor dem Zarathustra — das Trio Lou von Salomé, Nietzsche und Paul Reé hält sich gerade in Luzern auf—, ist es Nietzsche, der im Studio von Jules Bonner einen Fototermin arrangiert und das Bild bis ins Detail selber inszeniert: Im Geschirr eines Leiterwagens vorne Paul Réé; hinter ihm Nietzsche und Lou als eine Art Domina' ein zartes Peitschlein schwingend, das mir einem Fliedersträußchen geschmückt ist, im Hintergrund die Berge des Berner Oberlandes, genauer: die „Jungfrau" mir dem ätherisch reinen Silberhorn: eine ironische Inszenierung, welche die von der Peitsche dominierten Geschlechterverhältnisse zum Tanzen bringt. Ein Gegenbild zum Zarathustra.

Dies Bild entstand ein Jahr vor dem berühmtesten Buch Nietzsches, dem *Zarathustra*, aus dem besagtes Peitschen-Zitat stammt. Vor diesem Hintergrund kann man den Spruch mit der Peitsche nun ganz anders deuten:

Sind es etwa die Peitschen schwingenden Frauen, denen man ihr Züchtigungsinstrument, wie ein Knecht der Domina, mitbringen soll? Und waren Nietzsche, der Philosoph des herrischen Übermenschen, sowie sein Freund Ree die wahren Sklaven und die jüngere Lou in Wirklichkeit ihre Herrin? Oder wollte Nietzsche nach dem frustrierenden Erlebnis mit Lou, sie verschmähte seine Heiratsanträge, zog einfach weiter, zum nächsten – wollte er zumindest in literarischer Form die Machtverhältnisse umdrehen, und den Weibern die Peitsche entwenden, um sie selbst in die Hand zu nehmen? War dabei das leitend, was in Nietzsches Philosophie im Mittelpunkt alles menschlichen Strebens und Denkens stand, der Wille zur Macht? Fragen über Fragen. Aber gemacht. Beginnen wir langsam.

Das sog. Lou-Erlebnis, diese faszinierende und verwirrende Bekanntschaft, währte nur ein halbes Jahr – April bis November 1882. Und Lou ging an Nietzsche gleichsam vorbei, nahm von ihm, was sie an geistiger Befruchtung zu ihrer eigenen Reifung brauchte und zog weiter, zu neuen Bekanntschaften – mit Nietzsches Freund, selber Psychologe und Philosoph Ree. Später sollte sie Freundschaften mit Rilke und Freud pflegen.

Dies kurze Erlebnis war für Nietzsche in zweierlei Hinsicht ein prägnanter Einschnitt. Mit kaum jemand empfand er solch eine Verwandtschaft des Geistes, er dachte, das wie noch nie, seine Gedanken, seine Visionen auf fruchtbaren Boden einer verwandten Seele stießen. Aber vielleicht war da mehr, vielleicht war Lou die große Liebe seines Lebens – eine unerwiderte Liebe. Zweimal machte er ihr Heiratsanträge, aber vergeblich. Genauso vergeblich wie die Hoffnung in ihr einen geistigen Erben zu finden, eine Person, die sein philosophisches Werk weiter führen sollte. Sie ließ sich von seinen philosophischen Gedanken bereichern, wurde aber nicht seine treue Schülerin, sie nahm neue Gedanken auf, zu nennen nur die Psychoanalyse Freuds. Sie war ein selbständiger Charakter. Vielleicht ein freier Geist – und für freie Geister wollte Nietzsche doch seine Bücher geschrieben haben. Nicht Jünger, Gläubige, sondern Gefährten, freie Menschen suchte Nietzsches Zarathustra, einer seiner vielen Masken.

Wer war nun diese Lou? Bekannt ist sie Freundin großer Männer – Nietzsche, Rilke, Freud wurden genannt. Aber sie war, wie schon angedeutet, mehr, sie war eine in jeder Hinsicht selbständige Person. Sie wollte nicht nur treue Schülerin eines Lehrers sein. Sie wollte selbständig denken. Sie wollte nicht nur treu sorgende Frau eines Mannes sein. Sie hatte Geliebte, doch mehr nur platonische Freunde (die Männer wollten meist mehr, sie selten). Zwar war sie lange Jahre bis zu seinem Tode mit dem Orientalisten Friedrich Carl Andreas verheiratet (daher ist sie auch unter dem Doppelnamen Lou Andreas-Salome bekannt), aber dies war eher eine äußerliche Verbindung, die Ehe wurde angeblich nie vollzogen, und diese Bindung schränkte sie auch nicht in ihrer Freiheit ein.

Sie hatte ihren eigenen Kopf. Sie veröffentlichte religionssoziologische, philosophische, psychologische Arbeiten, schrieb Romane und Erzählungen, praktizierte schließlich als Psychoanalytikerin.

Aber ihre Werke überlebten von ihrer Bedeutung her die Zeiten nicht. Im Gedächtnis blieb eher die Persönlichkeit – und natürlich die Verbindungen zu Geistesgrößen der Moderne. Sie war ein Fixpunkt in einer lebendigen geistigen Szene. Aber mehr Katalysator als originelle Schöpferin.

Woher kam diese emanzipierte, kluge Frau, aus welchen Verhältnissen? Die Familie der Salomes stammt aus Südfrankreich. Als Hugenotten mussten ihre Vorfahren vor der religiösen Verfolgung der Katholiken fliehen, erst nach Straßburg, dann ins Baltikum – wo ihre Familie über Jahrhunderte blieb; ihr Vater kommt dann 6-jährig nach Petersburg, wird schließlich Heeresinspektor im Generalsrang und in den erblichen Adelsstand erhoben. Im Jahr 1844 heiratet Gustav Salome Louise Wilm (norddeutsch-dänischer Abstammung); aus der Ehe gehen 5 Knaben und als jüngstes Kind am 12.2.1861 Luise hervor. nach der Mutter Luise benannt. Luise Salome (später Lou genannt). Sie wuchs also erst in einem von Männern geprägten Haushalt auf. Genau umgekehrt wie Nietzsche, der nach dem Tod des Vaters, mit Mutter und Schwester lebte. Oder eben nicht umgekehrt – beide wuchsen in einem vom anderen Geschlecht geprägten Haus auf.

Schon früh konnte man Lous aufgeweckten und aufmüpfigen Geist erkennen. Die Familie war religiös, auf Betreiben des Vaters wurde eine deutsch-reformierte Gemeinde in St-Petersburg gegründet mit einem dogmatischen Pastor. Die junge Lou wollte sich aber nicht konfirmieren lassen. Angeblich hatte sie ein ganz kindliches, aber doch wieder ahnungsvoll reif wirkendes Erlebnis im Glauben erschüttert:

Sie hörte von zwei verschwundenen Dienstpersonen, in echt waren das nur Schneemänner, die geschmolzen waren. In ihrer kindlichen Frömmigkeit fragte sie im Gebet Gott, wie so etwas sein könne, das jemand so einfach von dieser Erde verschwinden konnte. Die Antwort war Schweigen. Dies Schweigen Gottes, auf den sie ihr ganzes Vertrauen gesetzt hatte, erschütterte ihren Glauben. Eine ergebnislose Suche nach Gott, von der sie in ihrem frühen Buch „*Die Suche nach Gott*“ berichten sollte, war später das literarische Resultat dieser Erfahrung.

Das was Nietzsche also nach einer religiösen Kindheit, er wuchs in einem Pastorelternhaus auf, wurde wegen seines Habitus „Der kleine Pastor“, erst viel später, quasi als geistigen Schluss formulierte: den Tod Gottes – das hatte Lou konkret-emotional in ganz jungen Jahren erlebt.

Früh war sie gereift, der Verlust Gottes, der frühe Verlust des Vaters, die Einführung in ein geistiges Universum durch einen älteren Freund, dann eine schwere Lungenkrankheit. Deshalb reiste sie mit ihrer Mutter in südlichere Gefilde – erst in die Schweiz, dann nach Italien. Ein Schweizer Professor gab ihr ein Empfehlungsschreiben, so dass sie in dem intellektuellen Salon von Malwida von Meysenbug, (einer Freundin von Nietzsche und Wagner) eingeführt und wegen ihrer glänzenden Esprits begeistert aufgenommen wurde. Und hier setzte jene Verbindung, die diese faszinierende „junge Russin“, wie sie überall genannt wurde, zu dem wohl faszinierendsten Philosophen dieser Zeit, mit Friedrich Nietzsche ein.

Für Nietzsche war es eine Zeit der Krankheit, der Ruhelosigkeit, des Schaffens, aber auch der Einsamkeit – er hat neben sich keinen ebenbürtigen, der ihm in seinen tiefen, letztlich abgründigen philosophischen Gedanken wirklich folgen kann. Es ist dies eine Gedankenwelt, in der aller Glaube wankt, mit dem Glauben an Gott der Glaube an eine absolute Wahrheit und Moral sich als bodenlos erweist – Gott ist tot, schreibt Nietzsche –, es keinen festen Halt, keine festen Werte mehr für den Menschen gibt – nur noch die Kälte der erhabenen Einsamkeit des auf sich gestellten freien Geistes, der vor dem Abgrund, der vor dem Nichts steht. 1882 hat Nietzsche das Buch „Die fröhliche Wissenschaft“ beendet. Ein Buch, in der freie Geist propagiert wird, jener Mensch, der sich von allen Bindungen gelöst, von allem Glauben und allen Wahrheiten, und nur sein eigenes Gesetz kennt.

Vor Nietzsches nächster Werkphase, der großen prophetischen, pseudo-religiösen. Dichtung des *Zarathustra* kam das Lou-Erlebnis, musste vielleicht kommen, denn durch Krise nach Scheitern der Beziehung konnte der Übergang zu einer neuen Schaffensphase geschehen, die vielleicht auch Lou zu verdanken ist. Aber zurück zu den Ereignissen:

In dieser Zeit also macht ihn sein guter Freund Paul Rée auf die begabte junge Russin aufmerksam. Rée war Spieler. Nach einem längeren Besuch bei Nietzsche, der sich gerade in Genua aufhält, reist er weiter nach Monte Carlo, verspielt all sein Geld, kommt nach Mitte März nach Rom, wo der Kreis der befreundeten Malwida v. Meysenbug, in aufnimmt. Dort in deren Salon lernt er die begabte, frühreife Salome kennen, ist wie alle von ihr fasziniert. Es ist aber mehr als das. Lange Spaziergänge durch das nächtliche Rom, entfachen in ihm den Funken der Verliebtheit. Einen Heiratsantrag, den zweiten schon von einem reiferen, intellektuellen Mann, lehnt sie ab – doch sie bleiben Freunde.

Rée schreibt Nietzsche von diesem faszinierenden Geschöpf. Die Resultate ihres jungen Denkens würden sich in frappierender Weise mit Nietzsches Philosophie decken. Der Bericht entfacht Neugierde und gar Begeisterung in Nietzsche.

Er war schon lange begierig nach einem verwandten Geist. Aber dahinter verbergen sich vielleicht auch schon andere Gedanken. Oft wurde Nietzsche geraten, sich nicht nur mit Männern abzugeben, doch zu heiraten. Er hatte schon einmal überstürzt einer Frau, die er erst kurz kannte, einen Heiratsantrag gemacht – wurde natürlich abgewiesen. Und kurz vor der Bekanntschaft mit Lou hatte er in einem Brief eine seltsame Andeutung gemacht, er könne sich nur so etwas wie eine „2-jährige Ehe“ mit einer Frau vorstellen:

"ich brauche einen jungen Menschen in meiner Nähe, der intelligent und unterrichtet genug ist, um mit mir arbeiten zu können. Selbst eine zweijährige Ehe würde ich zu diesem Zwecke eingehen"

Was war gemeint? Eine wilde Ehe auf Zeit, damals gegen alle Konvention? Nur eine Arbeitsbeziehung mit einer Frau als Helferin, als kostenlose Sekretärin? Oder wollte er damit sagen: Ich kam mir eine Verbindung mit einer Frau, eine Ehe nur auf Zeit vorstellen, aber eine Ehe auf Zeit gibt es nicht; also bin ich für die Ehe, für die Bindung auf Ewigkeit nicht geschaffen, muss zeitlebens ledig bleiben. Das Wort von der 2-jährigen Ehe bleibt schillernd. Und er wiederholt dies Wort ausgerechnet in einem Brief, in der er auf die Nachricht von der faszinierenden jungen Russin antwortet, davon spricht, sie sehr gerne kennen lernen zu wollen. Am 21. März antwortet Nietzsche auf Rées (verlorenen) Brief über Lou:

"Grüssen Sie diese Russin von mir wenn dies irgend einen Sinn hat: ich bin nach dieser Gattung von Seelen lüstern. Ja ich gehe nächstens auf Raub darnach aus – in Anbetracht dessen was ich in den nächsten 10 Jahren thun will brauche ich sie. Ein ganz anderes Capitel ist die Ehe – ich könnte mich höchstens zu einer zweijährigen Ehe verstehen, und auch dies nur in Anbetracht dessen, was ich in den nächsten 10 Jahren zu thun habe."

Auch Lou, dem wiederum von Nietzsche erzählt ist, brennt darauf diesen umstürzlerischen Philosophen kennen zu lernen. Doch Nietzsche reist nicht sofort nach Rom, erst schiffet er sich ganz nach Süden ein, nach Messina. Ree schreibt an Nietzsche:

„Sie haben am meisten die junge Russin durch diesen Schritt in Erstaunen und Kummer versetzt. Dieselbe ist nämlich so begierig geworden, Sie zu sehen, zu sprechen, daß sie deshalb über Genua zurückreisen wollte, und sie war sehr zornig, Sie so ganz entrückt zu sehen. Sie ist ein energisches, unglaublich kluges Wesen mit den mädchenhaftesten, ja kindlichsten Eigenschaften.“

Nietzsche muss aus gesundheitlichen Gründen bald wieder von Messina abreisen – und besucht Rom. Dieser Umweg, diese Verzögerung macht ihn für die junge Lou nur umso interessanter. Und die erste Begegnung findet nun auf eine Weise statt, die voller Symbolkraft scheint. Malwida von Meysenbug sagt ihm auf die Frage nach dem Aufenthalt Rees, er wäre im Petersdom, dort schreibt er, ausgerechnet in einem Beichtstuhl, denn dort ist Ruhe, an einem neuen gottlosen Werk. Und auch Lou ist in dieser größten Kirche der Christenheit. Der Antichrist Nietzsche – „Der Antichrist“, so später ein Buchtitel Nietzsches – und Lou, die jung ihren festen Glauben an Gott verloren hatte, treffen sich das erste Mal ausgerechnet an diesem symbolträchtigen Ort. Und – es klingt wie Literatur, zwischen Pathos und Kitsch – seine ersten Worte an Lou gerichtet lauten: *„Von welchen Sternen sind wir uns hier einander zugefallen?“*

Es folgen gemeinsame Gespräche in Rom. Nietzsche sieht seine Erwartungen, die die Berichte von Lou in ihm erweckt hatten, mehr als erfüllt. Überstürzt, ungelentk und überrumpelnd wie er der große Einsiedler und Geistesmensch im praktischen Umgang mit Menschen mal ist, will er ihr einen Heiratsantrag machen. Er traut sich aber nicht, persönlich das Wort an sie zu richten.

Er braucht einen Mittler, einen *postillon d'amour*, wenn es damals schon Liebe war, Liebe sein kann – oder nur die Überlegung, wenn man ihn schon zur Heirat rät, er ja jemanden braucht, die als Frau sich um ihn kümmert, vielleicht sogar als Sekretärin und Ehefrau in einem, und hier trifft er eine sympathische und geistig überaus fähige Person – warum soll nicht sie diese Frau sein? Man weiß es nicht.

Besonders pikant aber die Wahl des Liebesboten. Ausgerechnet Ree, der selbst in Lou verliebt war. Nietzsche wusste nichts davon, auch nichts von Rees abgewiesenen Heiratsantrag. Auch hier sagt Lou wieder nein. Sie schiebt ökonomische Gründe vor: sie würde die Pension, die sie in Russland bekommt verlieren, ein standesgemäßes Leben wäre nicht möglich. Nietzsche scheint gefasst. Er will die Geistesfreundschaft weiterführen, als sei nichts gewesen.

Statt der konventionellen Zweierbeziehung einer Ehe reift nun eine neuer Gedanke, der sich so gar nicht schickt. Die Idee einer Geistesfreundschaft, einer Geisteskameradschaft zu dritt – als Lern- und Diskutiergenossen: Lou, Ree und Nietzsche. Sie wollen gemeinsam leben und arbeiten, am besten in Paris. In einer intellektuellen menage a trois. Hören wir Lou selber dazu. Sie schreibt viel später in ihrem „Lebensrückblick“:

„Was mich am unmittelbarsten davon überzeugte, daß mein den geltenden gesellschaftlichen Sitten von damals hohnsprechender Plan sich verwirklichen ließe, war zuerst ein simpler nächtlicher Traum. Da erblickte ich nämlich eine angenehme Arbeitsstube voller Bücher und Blumen, flankiert von zwei Schlafstuben und – bei uns hin und her gehend - Arbeitskameraden, zu heiterem und ernstem Kreis geschlossen«, und weiter: »Das noch Unerwartetere geschah, daß Nietzsche, kaum hatte er von Paul Rées und meinem Plan erfahren, sich zum Dritten im Bunde machte. Sogar der Ort unserer künftigen Dreieinigkeit wurde bald bestimmt: das sollte ... Paris sein, wo Nietzsche gewisse Kollegs hören wollte“

Für Lou ist es eine Zeit der Rebellion gegen Konventionen, der persönlichen Emanzipation. Im März schreibt sie den hingefeierten Satz: *"Wir wollen doch sehn, ob nicht die allermeisten sogenannten ‚unübersteiglichen Schranken‘, die die Welt zieht, sich als harmlose Kreidestriche herausstellen!"* Es sei ein *"frisch-fromm-fröhliche Krieg"*, der jetzt *"losgehen"* werde.

Auf der Rückreise nach Deutschland traf man sich am oberitalienischen Orta-See. Es kommt endlich zu einem Spaziergang nur mit den beiden, Lou und Nietzsche – und zwar auf den Monte Sacro, den Heiligen Berg, wieder ein religiöser Hinweis. Und dieser Berg sollte für Nietzsche auf eine gewisse Weise heilig werden, ein in der Erinnerung heiliges Ereignis mit Lou. Lou und Nietzsche bleiben überraschend lange gemeinsam weg, Ree und besonders der Anstands-Wauwau, Lous Mutter, bemerken das verärgert. – Was auf dem Berg passiert ist, keiner weiß es genau. Lou erinnerte sich später oder genauer erinnerte sich nicht, *„Ob ich Nietzsche auf dem Monte Sacro geküsst habe – ich weiß es nicht mehr“* – oder will es nicht wissen, schweigt aus Diskretion. Wir wissen es nicht.

Auf alle Fälle fühlt sich Nietzsche ermutigt, und macht, bei ihrem nächsten Zusammentreffen in Luzern am sog. Löwendenkmal Mitte Mai zum zweiten Mal einen Heiratsantrag, diesmal persönlich, ohne Mittler. Wieder sagt Lou nein. Und wieder schimmert als Alternative (oder Trostpries) die Idee eines philosophischen Dreibunds durch. Er betont den Freundschaftscharakter der Dreierbeziehung. Er definiert die Beziehung zu Lou als *„feste Freundschaft“*, der *„Begriff einer Liebschaft“* sei hier fehl am Platz. Da er wohl die Konkurrenz mit Ree um Lou fühlt, betont er die Fortdauer der Freundschaft zu Ree.

„Man kann sich nicht auf wunderbarere Weise Freund sein als wir es jetzt sind“ schreibt er an Paul Ree und am selben Tag an Lou:

"Die Nachtigallen singen die ganzen Nächte durch vor meinem Fenster. Rée ist in allen Stücken ein besserer Freund als ich es bin und sein kann: beachten Sie diesen Unterschied wohl! - Wenn ich ganz allein bin, spreche ich oft, sehr oft Ihren Namen aus - zu meinem größten Vergnügen!"

Ist damit aber nicht angedeutet, dass er nicht guter Freund sein kann, weil er mehr sein will? Ist hier nicht schüchtern und unbeholfen irgendwie auch von Liebe die Rede – zwischen den Zeilen? Er äußert den Wunsch, in Lou *„eine Schülerin zu bekommen, und wenn es mit meinem Leben auf die Länge nicht halten sollte, eine Erbin und Fortdenkerin.“* Und Lou schrieb er am 26. Juni:

"Ich habe bisher nie daran gedacht, daß Sie mir >vorlesen und schreiben< sollen; aber ich wünschte sehr, Ihr Lehrer sein zu dürfen. Zuletzt, um die ganze Wahrheit zu sagen: Ich suche jetzt nach Menschen, welche meine Erben sein könnten; ich trage Einiges mit mir herum, was durchaus nicht in meinen Büchern zu lesen ist - und suche mir dafür das schönste und fruchtbarste Ackerland. Sehen Sie meine Selbstsucht!"

Lou als das ‚*schönste und fruchtbarste Ackerland*‘ – ein seltsames Bild. Will er gleichsam in ihr, mit ihr nur geistig zeugen – oder mehr. Sieht er sie in seiner geistigen Eitelkeit nur als Instrument, Fortträgerin seiner Gedanken – er spricht ja selber von seiner ‚*Selbstsucht*‘ – oder als selbständige Denkerin?

Der intensivste geistige Austausch steht noch aus, die gemeinsamen Sommerwochen im thüringischen Tautenburg. Zuvor hatte Lou die Bayreuther Festspiele besucht, dort Nietzsches Schwester Elisabeth (die nächste Anstandsdame) kennen gelernt. Wieder war die junge geistreiche Russin das Ereignis im Kreise Wagners. Aber Elisabeth war verbittert. Lou hätte sich als Frau nicht zurückhaltend genug verhalten, ihr Ruf sei in Gefahr; andererseits habe sie den negativen Worten über den sozusagen vom Meister Wagner abtrünnigen Nietzsche nicht energisch widersprochen. Ihr Bild trübt sich. Oder vielleicht besser: die Schwester wollte Nietzsche für sich. Es war auch üble Nachrede aus Eifersucht im Spiel. Auf der gemeinsamen Fahrt von Lou und Elisabeth nach Tautenburg kommt es zum Streit. Später sollte sie Nietzsche darüber erzählen, Lou hätte sich mit Vorhaltungen gegen Nietzsche verteidigt: er sei ein Heuchler, die Geistesfreundschaft nur Vorwand für sein Ziel einer wilden Ehe, er sei Egoist, sein Werk zeige Spuren des Irrsinns. Hat Lou das wirklich gesagt. Oder war das die Phantasie einer rachsüchtigen Verleumderin? In Tautenburg macht Elisabeth aber erst die Anstandsdame. Es ist dies eine Zeit intensivsten geistigen Austausches zwischen Lou und Nietzsche. Elisabeth muss sich ausgeschlossen fühlen, es sind Gedanken und Worte weit jenseits ihrer Vorstellungswelt. Darüber berichtet Lou ausgerechnet in einem Tagebuch in Briefen an Paul Ree. Nietzsche weiß nichts von diesen Briefen, auch von der wachsenden Vertrautheit zwischen Ree und Lou. In ihrem Tagebuch berichtet Lou nun also:

»Wir sprechen uns diese 3 Wochen förmlich tot und sonderbarerweise hält er es jetzt plötzlich aus, circa 10 Stunden täglich zu verplaudern. An unsern Abenden, wenn die Lampe, wie ein Invalide mit einem roten Tuch verbunden, um seinen armen Augen nicht zu schaden, nur einen schwachen Schein durch das Zimmer wirft, kommen wir immer auf gemeinsame Arbeiten zu sprechen ... Seltsam, dass wir unwillkürlich mit unsern Gesprächen in die Abgründe geraten, an jene schwindligen Stellen, wohin man wohl einmal einsam geklettert ist um in die Tiefe zu schauen. Wir haben stets die Gemenstiegen gewählt und wenn uns jemand zugehört hätte, er würde geglaubt haben, zwei Teufel unterhielten sich.«

Im selben Tagebucheintrag vom 13. August findet sich eine erste geniale psychologisch-philosophisch-theologische Analyse Nietzsches durch Lou, jener Lou, die als Jugendliche vom Verlust Gottes erschüttert war und später zur Psychoanalytikerin und Freundin Freuds werden sollte. Wir hören ihr zu, wir hören vom sich als ‚*Antichrist*‘ gebärdenden Nietzsche als in der Tiefe ‚*religiösen Menschen*‘:

Ganz im Anfange meiner Bekanntschaft mit Nietzsche schrieb ich Malwida einmal aus Italien von ihm, er sei eine religiöse Natur und weckte damit ihre stärksten Bedenken. Heute möchte ich diesen Ausdruck noch doppelt unterstreichen. Der religiöse Grundzug unserer Natur ist unser Gemeinsames und vielleicht gerade darum so stark in uns hervorgebrochen, weil wir Freigeister im extremsten Sinne sind. Im Freigeiste kann das religiöse Empfinden sich auf kein Göttliches und keinen Himmel außer sich beziehen, in denen die religionsbildenden Kräfte wie Schwäche, Furcht und Habsucht ihre Rechnung fänden. Im Freigeiste kann das durch die Religionen entstandene religiöse Bedürfnis, – jener edlere Nachschöbling der einzelnen Glaubensformen, – gleichsam auf sich selbst zurückgeworfen, zur heroischen Kraft seines Wesens werden, zum Drang der Selbsthingabe einem großen Ziele. In N.'s Charakter liegt ein Heldenzug und dieser ist das Wesentliche an ihm, das, was allen seinen Eigenschaften und Trieben das Gepräge und die zusammenhaltende Einheit giebt. – Wir erleben es noch, daß er als der Verkündiger einer neuen Religion auftritt und dann wird es eine solche sein, welche Helden zu ihren Jüngern wirbt.

Aber trotz aller – geistigen – Nähe (und vielleicht auch in dieser Nähe) fühlt Lou eine Kluft zwischen ihnen. Das Helle Rees war ihr schließlich näher als das Geheimnisvolle-Dunkle von Nietzsches Charakter. Sie schreibt in diesen Tagen auch in ihr Tagebuch:

»Sind wir uns ganz nah? Nein, bei alledem nicht. Es ist wie ein Schatten jener Vorstellungen über mein Empfinden, welche Nietzsche noch vor wenigen Wochen beseligten, der uns trennt, der sich zwischen uns schiebt. Und in irgend einer verborgenen Tiefe unseres Wesens sind wir weltenfern von einander -. Nietzsche hat in seinem Wesen, wie eine alte Burg, manchen dunklen Verlies und verborgenen Kellerraum, der bei flüchtiger Bekanntschaft nicht auffällt und doch sein Eigentlichstes enthalten kann. Seltsam, mich durchfuhr neulich der Gedanke mit plötzlicher Macht, wir könnten uns sogar einmal als Feinde gegenüberstehen«,

An anderer Stelle analysiert Lou, dass das Trennende zu Nietzsche so groß wäre, gerade weil sie in vielen zu nahe, zu ähnlich seien. Da lieber ein so ganz anderer, unproblematischerer wie Paul Ree.

Die Konkurrenz mit dem Freund Paul Ree bemerkt nun auch Nietzsche stärker. Und er macht genau das Falsche. Er will sie von ihm abbringen, indem er schlecht über ihn redet, ihn Lou gegenüber schlecht macht. Das stößt Lou aber gerade ab. So geht ihre Freundschaft zu Ende. Für Nietzsche eine schreckliche Trennung. Er fühlt sich noch mehr als bisher als Unverständener und Einsamer, als Mensch, der des Umgangs mit Menschen nicht wirklich fähig; auch als schutzloser Charakter – August 1883 sollte er über sich schreiben: „*meiner Seele fehlt die Haut sozusagen und alle natürlichen Schutzmaßregeln*“ .

Der Winter 1882/83 ist vielleicht seine schlimmste Zeit. Er schreibt im Dezember in einem Brief: „*Ich brauche eine Bollwerk gegen das Unterträglichste*“ – und wo kann er diese Bollwerk finden, wenn nicht in der Philosophie, genauer im Schaffen eines neuen Werkes – des *Zarathustra*: ein Werk der Krise – und der Überwindung der Krise. In ihm finden sich Spuren Lous: einerseits die Stellen voller Verachtung, gar Hass auf die Frauen, auf die Ehe. Auch der Spruch von der Peitsche, die man beim Weibe nicht vergessen dürfte.

Andererseits aber auch eine neue schöpferische Kraft, in der sich das Lou-Erlebnis auch niederschlägt. Lous Diagnose vom religiösen Charakter von Nietzsches Denken bewahrheitet sich in der Zarathustra-Dichtung nun aber auch. Es ist dies ja eine Art Gegenbibel, mit prophetischem Verkünderton. Ein „heiliges Buch“, wie ein enger Freund Nietzsches schreiben sollte. In all dem spiegelt sich auch eine Ambivalenz in der Verarbeitung der geistigen wie emotionalen Lou-Erfahrung:

Er reagiert als Quasi-Verlassener nicht ohne Gehässigkeit, die Verleumdungen seiner Schwester Elisabeth Lou gegenüber kommen hinzu. Er schreibt Juli 1883 über Lou: *"Diese dürre schmutzige übelriechende Äffin mit ihren falschen Brüsten ein Verhängniß!"* Aber schon ein Monat später klang das schon anders: er sieht Lou im Rückblick als *„ein Wesen ersten Ranges, um die es ewig schade ist. [...] Mir fehlt sie, selbst noch mit ihren schlechten Eigenschaften“*.

In Nietzsches Philosophie heißt es, dass der Mensch aus allen seinen Eigenschaften, den sog. schlechten wie den guten ein Kunstwerk, das Kunstwerk des Ichs, zu schaffen habe; das die schlechten Eigenschaften genauso zu einem gehören wie die guten – besonders bei großen Menschen. Und in diesem Sinne schrieb er dann 1884 in einem weiteren zeitlichen Abstand über Lou, übrigens in einem Brief an seine Schwester:

„von allen Bekanntschaften, die ich gemacht habe, ist mir die wertvollste und ergebnisreichste die mit Fräulein Salomé. Erst seit diesem Verkehr war ich reif zu meinem Zarathustra. Ich habe diesen Verkehr Deinetwegen abkürzen müssen. Verzeihung wenn ich dies härter empfinde als Du mir nachfühlen kannst. – Lou ist das begabteste, nachdenklichste Geschöpf, das man sich denken kann – natürlich hat sie auch bedenkliche Eigenschaften. Auch ich habe solche. Indessen das Schöne an bedenklichen Eigenschaften ist, daß sie zu denken geben, wie der Name sagt. Natürlich nur für Denker ...“

Wie geht es mit den beiden weiter: Lou verbindet eine Freundschaft mit Ree, doch bald trennen sie sich, es folgt die Vernunfttheirat mit Friedrich Carl Andreas, Ree wird zum Armenarzt. 1894, Nietzsche war schon in geistige Umnachtung gefallen, schreibt Lou *„Nietzsche in seinen Werken“*, ein Buch, über das bedeutende Philosoph und Nietzsche-Forscher Karl Löwith urteilte: *"Es ist in den darauffolgenden 50 Jahren keine zentraler ansetzende Darstellung erschienen, aber auch keine, die jetzt so wenig beachtet wird."*

Und Nietzsche findet nie mehr einen so geistesverwandten Mensch, nie wieder eine Frau. Aber Nietzsche findet seinen Zarathustra. *„Also sprach Zarathustra“* ist Nietzsches vielleicht berühmtestes Werk. Zumindest der Titel und die Titelfigur hatten eine beispiellose Wirkungsgeschichte.

Im ersten Drittel dieses Jahrhunderts, in dem sich ein fast sektenhafter „Nietzscheanismus“ entfaltete, stand dies Werk im Mittelpunkt des Nietzsche-Kultes. Gerade mit „Zarathustra“ dieser Prophetenfigur konnte Nietzsche der zu Lebzeiten einsame und sich immer verkannt fühlende posthum „Jünger“ gewinnen. Die Wirkungsgeschichte in Kunst und Literatur ist eine fast unendliche. Richard Strauss' Vertonung *„Also sprach Zarathustra“* ist wohl allen bekannt und in jüngerer Zeit als Titelmusik des „Kultfilms“ 2001 *Odyssee im Weltraum* noch im Gedächtnis. Die heroisch-deutschnationale Deutung fand ihren Höhepunkt im Ersten Weltkrieg als angeblich zahllose Soldaten mit 'Zarathustra im Tornister' ins Feld zogen. Vor dem Zweiten Weltkrieg (1938) hieß es dann gar aus dem gleichgeschalteten Nietzsche-Archiv: Am „Zarathustrawesen“ werde die Welt genesen.

Das Werk heißt im Untertitel „Ein Buch für Alle und Keinen“. Darin kann man eine Ahnung sehen. Kein Buch Nietzsches wurde wohl von so vielen gelesen; von so vielen angeblich „verstanden“ und in Wirklichkeit so gründlich missverstanden. Es ist ein Buch, das von seiner dichterischen Gestalt, dem teils hymnischen, teils poetischen Ton, der griffigen Gestalt des Zarathustra und den vielen Bildern, den Tieren und wundersamen Heiligen die darin vorkommen, so populär werden konnte wie sonst keines in Nietzsches Werk.. So ist es ein Buch für Alle. Aber es ist auch ein Buch für Keinen. Denn hinter dieser so leicht zugänglichen Oberfläche verbirgt sich eine Tiefe und Sprödigkeit, die den Zugang zu dem, was Nietzsche vielleicht wollte, verstellt.

Das Missverständnis, dieses Werk als neue Bibel, Nietzsche-Zarathustra als neuen Propheten, dessen Verkündungen man treu folgen musste, bahnte sich schon früh an. Ein enger Freund Nietzsches bezeichnete es als ‚heilige Schrift‘. Und Nietzsche selbst sprach von einem „fünften Evangelium“ oder einem „neuen heiligen Buch“ (Brief vom 14.2.83 an die Schwester). Mit der Einordnung als heiliger Text wurde auch schon die Art seiner Nachwirkung vorgezeichnet. „Also sprach Zarathustra“ ist schon von einigen formalen Parallelen und überdeutlichen Anspielungen Nietzsches her eine Art Gegen-Bibel. D. h. aber nicht einfach eine neue Bibel, die den alten Glauben durch einen neuen besseren ablösen will. Jesus sucht Gläubige und Jünger, Zarathustra sucht Freunde und Ebenbürtige, sucht freie Menschen.

In seiner Form als mythologische Erzählung mit dem fiktiven Helden des Zarathustra ist das Werk der Dichtung zuzurechnen und nimmt so eine Ausnahmestellung im Oeuvre ein. Der Text tritt nicht als wissenschaftlich-diskursiver auf, sondern als literarisch-mythologischer, mit einer Rahmenfabel, mit Reden des Zarathustra, Begegnungen des Zarathustra mit Gestalten, die symbolhaft für Gedanken und Begriffe stehen.

Das Werk erscheint stellenweise wie im Rausch geschrieben, und ist es auch. Nietzsche sprach hinsichtlich der vier Teile von „Zehn-Tage-Werken“, sie sind in einer rauschhaften Schaffensphase niedergeschrieben worden. Januar/Februar 1883 wurde der erste Teil in Rapallo geschrieben. Der zweite Teil entstand Juni/Juli 83 in Sils Maria, der dritte Januar/Februar 1884 in Nizza. Der vierte und letzte Teil – entstanden im Winter 1884/85, der wohl schwächste, nimmt eine Art Sonderstellung ein; er wurde auch erst nach Nietzsches geistigen Tod der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.. Nietzsche plante weitere Teile, die er aber nicht ausführte – das Werk haftet so etwas Fragmentarisches, Unvollendetes an.

Rückwirkend datiert Nietzsche die Idee zum Zarathustra auf August 1881, als ihn wie eine plötzliche, intuitive Eingebung der Gedanken der Ewigen Wiederkehr des Gleichen überkam und zwar in der herrlichen Berglandschaft von Sils-Maria im Inntal – im Hochgefühl von Genesung und Glück. In der Fröhlichen Wissenschaft gibt es ein Gedicht mit dem Titel „Sils-Maria“:

„Hier sass ich, wartend, wartend, -- doch auf Nichts / Jenseits von Gut und Böse, bald des Lichts / Geniessend, bald des Schattens, ganz nur Spiel, / Ganz See, ganz Mittag, ganz Zeit ohne Ziel // Da, plötzlich, Freundin! wurde Eins zu Zwei – / – Und Zarathustra gieng an mir vorbei“ (Die fröhliche Wissenschaft, Lieder des Prinzen Vogelfrei, KSA 3, S.649)

Merkwürdig wirkt die Wahl der Titelfigur. Der historische Zarathustra war ein persisches Religionsgründer, lebte wohl in den ersten Jahrhunderten des 1. Jahrtausends vor Christus im Nordostiran. Seine Lehre galt als die erste streng dualistische Weltanschauung – dualistisch in dem Sinne, dass er die Welt in zwei radikal entgegengesetzte Prinzipien einteilte, einen guten und einen bösen Gott oder Geist. Aber gerade diese Weltinterpretation wollte Nietzsche doch überwinden, später schrieb er:

„Man hätte mich fragen sollen, was gerade in meinem Munde, im Munde des ersten Immoralisten, der Name Zarathustra bedeutet, denn was die ungeheure Einzigkeit jenes Persers ausmacht, ist gerade dazu das Gegenteil. Zarathustra hat zuerst im Kampf des Guten und Bösen das eigentliche Rad im Getriebe der Dinge gesehn, – die Übersetzung der Moral in's Metaphysische, als Kraft, Ursache, Zweck, an sich, ist sein Werk. [...] Zarathustra schuf diesen verhängnisvollen Irrtum, die Moral: folglich muss er auch der Erste sein, der ihn erkennt. [...] die Selbstüberwindung des Moralisten in seinen Gegensatz – in mich – das bedeutet in meinem Munde der Name Zarathustra.“ (KSA 6, 367, EH)

Die Geschichte, die im Zarathustra erzählt wird, die Rahmenfabel, die ein Klammer für die verschiedenen Reden und Begegnungen Zarathustra abgibt, will ich nur kurz skizzieren. Zarathustra, den weise Einsiedler im Gebirg, zieht es zu den Menschen. Aus seiner inneren Überfülle heraus hat er den Drang, den Menschen ein geistiges Geschenk darzubringen, er fühlt sich als Sonne, die zu strahlen habe. Dort stößt er aber auf Ablehnung. Als er ihnen vom edlen und vom niedrigen Menschen – Übermensch und letzter Mensch – predigt, verschmähen sie die anspruchsvolle Botschaft des edlen Menschentypus und bejahen stattdessen das als abschreckendes gedachte Gegenbild des niedrigen Massenmenschen als Entwurf und Verheißung ihrer Zukunft. Zarathustra begegnet dann einem über den Köpfen der Menschen schwebenden Seiltänzer – dieser wird jedoch von einem anderen hinuntergestoßen. Zarathustra nimmt die Leiche dieses Menschen, der die Gefahr suchte und in ihr umkam, als toten Freund mit sich – doch bald erkennt er, das er lebendige, nicht tote Gefährten braucht, um sein Werk der Menschen-Führung und -Verführung zu vollenden. Erst findet er seine Tiere, den Adler das stolzeste und die Schlange das klügste Tier. Das restliche Werk besteht aus mehr oder minder zusammenhängend aneinander gereihten Episoden: Reden des Zarathustra, die er in der Begegnung mit Protagonisten (auch Tiere kommen vor) hält, die chiffragehaft für Ideen stehen, voll mit gleichnishaften Wendungen. Später kehrt er noch einmal in die Einsamkeit der Berge zurück, er gelangt dann auch auf die sogenannten „Glückseligen Inseln“ – doch gewinnt die Rahmenhandlung nie eigenständige Kraft, im Mittelpunkt stehen die Einzelreden, die Aphorismen und Gleichnisse Zarathustras.

Im „Zarathustra“ wird, und das macht es inhaltlich interessant im Rahmen des verwinkelten Gedankengebäudes Nietzsches, jene zukünftige Gestalt entworfen, die sozusagen nach dem freien Geist, den wir aus der *Fröhlichen Wissenschaft* kennen, kommt: Es ist die Vision jenes höheren, schaffenden Menschen, der schließlich im Übermensch gipfelt, ihn hervorbringen soll und somit den Menschen wie wir ihn kennen überwindet. Wird der freie Geist eher negativ beschrieben, als einer der frei von etwas wird, so ist der Übermensch jener, der diese gewonnene Freiheit positiv nutzt, frei ist für neues Schaffen.

Was ist der Übermensch? Ich versuche ihn hier in mehreren Schritten zu beschreiben. 1. Die Verwandlungen hin zum Übermenschen, 2. Der Übermensch als Überwindung des Normalmenschen und Gegenbild des sog. *letzten Menschen*, 3. Der Übermensch und seine Treue zur Erde gegen Gott und „Hinterwelten“, 4. Der Übermensch als Zerstörer als alter und Schöpfer neuer Werte.

1. Die Verwandlungen hin zum Übermenschen

Um zum Übermenschen zu werden, muss der Mensch sich mehrmals verwandeln, muss mehre Stufen durchlaufen, mehrere Häutungen erdulden. In der ersten Rede Zarathustras spricht er von den drei Verwandlungen, die der Geist durchmachen müßte, um ... – wozu, davon spricht Zarathustra nicht, doch – so laßt uns vermuten, so können wir vielleicht ergänzen – um zum Übermenschen werden zu können. Es sind dies – so lautet die Fabel – die Verwandlung erst in ein Kamel, dann in einen Löwen, dann schließlich in ein Kind. Das Kamel steht für den starken Geist, der viel tragen und ertragen kann und, dem Ehrfurcht innewohnt. Schwer ist die Menge des Wissens, schwierig zu ertragen sind die Wahrheiten, die man schwer akzeptieren kann. Doch ist er nicht nur der Entsagende, er will auch „seiner Stärke froh werden“, d. h. stolz sein, auf daß was er tragen und ertragen kann. Das Kamel muss sich zum Löwen wandeln. Die schweren Lehrjahre der Entsagung und Bescheidenheit sind nun vorbei. Der Geist hat ausgelernt. Alles vormals unhinterfragt Geltende hat er mit den scharfen Zähnen der kritischen Vernunft getötet. Er ist frei geworden von fremden Idealen und Wahrheiten. Er ist frei geworden, indem er seinen Herr niedrigerungen hat: Er hat Gott getötet, hat den großen Drachen der Pflicht besiegt. Er ist das große Willens-Tier, und muß alles, was seinen Willen begrenzt, zerfleischen. Daß die Dinge schon vorab einen ihnen zugemessenen Wert haben, daß aller Wert schon geschaffen ist, begrenzt sein freies Werten, sein Zumessen von gut und böse nach seinem Gutdünken. So ist er ein freier Geist geworden. Er hat alles zertrümmert, was ihm binden konnte. Er ist frei zum Schaffen von neuen Werten. Doch ist der Löwe selbst nicht schöpferisch, er kann nichts positiv aufbauen, sondern nur Fremdes zertrümmern, sich mit seiner Kraft der Fesseln ent schlagen. Er kann nur ein großes Nein sagen, nicht bejahen, kann zerstören, nicht aufbauen. Der Löwe muss sich in ein Kind verwandeln. Um schöpferisch zu sein, braucht man das Spielerische, das Unschuldige und naiv Lebensbejahende des Kindes. Man muß das Alte vergessen, die Last abwerfen, um einen radikal neuen, gleichsam voraussetzungslosen Anfang sich zu eröffnen. So erst kann der Geist sich, nachdem die objektive Welt, die mit Wert, Sinn und Ziel schon versehen war, verloren ist, eine neue subjektive Welt, seine Welt schaffen.

Der Übermensch, so meine These, ist jene Synthese von Kamel, Löwe, Kind; von Wahrheitsjünger, Gottesmörder und unschuldiger Spieler voll Naivität und Kreativität. Er muss diese Stufen durchlaufen, von all diesen Momenten gezeichnet sein – damit der Mensch überwunden und der Übermensch geschaffen wird.

2. Der Übermensch als Überwindung des Normalmenschen und Gegenbild des sog. letzten Menschen.

Es ist der „Pfeil der Sehnsucht,“ der den Menschen über sich hinaustreibt, in das Jenseits seiner Wirklichkeit, in das künftige Diesseits seiner Möglichkeit – zu dem anderen Ufer, das Zarathustra mit dem Titel „Übermensch“ beschreibt. Verachtung dem gegenwärtigen Menschen, dem Massenmenschen gegenüber, ist das Motiv, den Menschen zu überwinden – hin auf etwas Höheres. In der Vorrede des Zarathustra heißt es:

„Ich lehre euch den Übermenschen. Der Mensch ist Etwas, was überwunden werden soll. [...] Alle Wesen bisher schufen Etwas über sich hinaus. [...] Es ist an der Zeit, dass der Mensch sich sein Ziel stecke. Es ist an der Zeit, dass der Mensch den Keim seiner höchsten Hoffnung pflanze. [...] Der Mensch ist ein Seil, geknüpft zwischen Tier und Übermensch – ein Seil über einem Abgrunde [...] Ich sage euch, man muss noch Chaos in sich haben, um eine tanzenden Stern gebären zu können.“

In der Vorrede eröffnet Zarathustra dem Volk für die Zukunft der Menschheit folgende große Alternative eröffnet: Nachdem die alten Gewissheiten und der alte Glaube durch Aufklärung und Kritik dahinsanken, kann der auf sich selbst gestellte Mensch sich in zwei Richtungen entwickeln. Er kann Übermensch oder letzter Mensch werden. Der Übermensch ist das, auf das sich Zarathustras „Pfeil der Sehnsucht“ richtet, der letzte Mensch, wie es heißt, das „Verächtlichste“. Nachdem Zarathustra aber fertig ist mit seiner Rede, ruft die Menge aber überraschend: *„Gieb uns diesen letzten Menschen, oh Zarathustra [...] mache uns zu diesen letzten Menschen! So schenken wir dir den Übermenschen!“*

Wie beschreibt Zarathustra nun den „letzten Menschen“, diese negative Utopie eines genauso illusionslosen wie ehrgeizlosen mediokrinen Massenmenschen nach dem Tode Gottes:

„Es kommt die Zeit, wo der Mensch nicht mehr den Pfeil seiner Sehnsucht über den Menschen hinaus wirft, und die Sehne seines Bogens verlernt hat, zu schwirren! [...] Ich zeige euch den letzten Menschen [...] 'Wir haben das Glück erfunden' - sagen die letzten Menschen und blinzeln. Sie haben die Gegenden verlassen, wo es hart war zu leben: denn man braucht Wärme. [...] Ein wenig Gift ab und zu: das macht angenehme Träume. Und viel Gift zuletzt, zu einem angenehmen Sterben. Man arbeitet noch, denn Arbeit ist eine Unterhaltung. Aber man sorgt, dass die Unterhaltung nicht angreife. Man wird nicht mehr arm und reich: Beides ist zu beschwerlich. Wer will noch regieren? Wer noch gehorchen? Beides ist zu beschwerlich. [...] Man ist klug und weiss Alles, was geschehn ist: so hat man kein Ende zu spotten. Man zankt sich noch, aber man versöhnt sich bald - sonst verdirbt es den Magen. Man hat sein Lüstchen für den Tag und sein Lüstchen für die Nacht: aber man ehrt die Gesundheit.“

Der letzte Mensch steckt sich kein Ziel, hat keine hochfahrenden Hoffnungen. Stattdessen bescheidet er sich mit einem kleinen Glück, mit einem „Lüstchen“ zur rechten Zeit statt der großen und gefährlichen Lust, die Ewigkeit will. In seiner schönen neuen Welt werden das künstliche Gift leichter Drogen und genauso leichter Unterhaltung, die nur nicht strapazieren soll, ein gefahrlose Vergnügen sichern. Herrschaft und Knechtschaft wird nicht einer neuen aufregenden Freiheit, sondern nur der abgeschlafften Müdigkeit des Willens weichen. Gleichheit herrscht nicht darin, daß alle ihre äußersten Möglichkeiten in gleicher Weise verwirklichen können, sondern als Nivellierung auf unterstem Niveau. Nietzsche verachtet diesen letzten Menschen, ahnt aber, daß die Masse diese Möglichkeit herbeisehnt.

Was ist aber Nietzsches Gegenentwurf zum letzten Mensch. Die andere Möglichkeit besteht darin, daß der Mensch sich selber überwindet – hin zu einem höheren, freieren, schöpferischen Selbst. Dann entsteht der Übermensch.

3. Der Übermensch und seine Treue zur Erde gegen Gott und „Hinterwelten“

Wie wird der Übermensch nun genauer definiert, eingehender beschrieben und charakterisiert. Ein Attribut, das ihn auszeichnet, ist die „Treue zur Erde“, sagt Zarathustra bei der Beschwörung des Übermenschen:

„bleibt der Erde treu und glaubt Denen nicht, welche euch von überirdischen Hoffnungen reden! [...] Verächter des Lebens sind es [...] Einst war der Frevel an Gott der grösste Frevel, aber Gott starb, und damit starben auch diese Frevelhaften. An der Erde zu freveln ist jetzt das Furchtbarste und die Eingeweide des Unerforschlichen höher zu achten, als den Sinn der Erde! [...] Nicht eure Sünde, eure Genügsamkeit schreit gen Himmel [...]! (Vorrede)

Und später heißt es im Zarathustra:

„Bleibt mir der Erde treu, meine Brüder, mit der Macht eurer Tugend, [...] Führt, gleich mir, die verflogene Tugend zur Erde zurück – ja, zurück zu Leib, zu Leib und Leben: dass sie der Erde ihren Sinn geben, einen Menschen-Sinn!“ (Von der schenkenden Tugend 2, S.99)

Zarathustra verkündet „ein heiliges Ja-sagen. Ja, zum Spiele des Schaffens, meine Brüder, bedarf es eines heiligen Ja-sagens“ Zu dieser Bejahung der Erde als Inbegriff diesseitiger, sinnlicher Wirklichkeit gehört auch als deren Gipfel und höchster Ausdruck die Lehre von der Ewigen Wiederkunft. Diese Lehre, die neben den Übermenschlichen oft als zweiter Hauptgedanke des Zarathustra bezeichnet wird, will ich aber nicht genauer beschreiben, da sie ja schon Gegenstand des letzten Vortrages über die „Fröhliche Wissenschaft“ war. Doch will ich nur ohne Kommentar jene Stelle zitieren, in dem pathetisch jene freudige Bejahung und Annahme dieses ewigen Kreislaufes ausgedrückt wird:

„Nun sterbe ich und schwinde ich [...] und Nu bin ich ein Nichts. Die Seelen sind so sterblich wie die Leiber. Aber der Knoten von Ursachen kehrt wieder, in den ich verschlungen bin –, der wird mich wieder schaffen! [...] Ich komme wieder, mit dieser Sonne, mit dieser Erd [...] NICHT zu einem neuen Leben oder besseren Leben oder ähnlichen Leben: – ich komme ewig wieder zu diesem gleichen und selbigen Leben, im Grössten und auch im Kleinsten, dass ich wieder aller Dinge ewige Wiederkunft lehre, – –dass ich wieder das Wort spreche vom grossen Erden- und Menschen-Mittage, dass ich wieder den Menschen den Übermenschlichen künde“ (Za III, Der Genesende 2).

Es ist dies ein Imperativ, der jenen kategorischen Kants ablösen soll. Lebe so, dass du dies Leben, jeden einzelnen Tag, jede einzelne Sekunde, wieder erleben möchtest, dass du diesen Wunsch haben kannst! Lebe so intensiv und mit solch leidenschaftlich-lustvollem Ernst!

Wenn von Treue und der Aufforderung treu zu bleiben die Rede ist, ist immer mitgemeint die Möglichkeit der Untreue, des Betrügens mit jemand anderem, einer anderen Verführung. Diese Verführung sind für Nietzsche die ausgedachten Hinterwelten, die Ideale jenseits der realen Welt, mit Berufung auf welche, die wirkliche Welt denunziert, abgewertet, geflohen wird. Es sind die philosophischen Vorstellungen einer rational-idealen Struktur hinter der flüchtigen irrationalen Sinnenwelt, es ist dies die religiösen Vorstellungen von einer jenseitigen himmlischen Welt, von einem Reich, das – wie Jesus sagt – nicht von dieser Welt ist, die Vorstellung eines strafenden Gottes, durch dessen Urteil die Welt zum Pfuhl der Sünde wird und die Askese, die Verneinung der Welt, der Sinnlichkeit zur höchsten Tugend wird, zum Weg des Menschen; er selber zu werden. Zarathustra bekämpft alle Vorstellungen, deren Lehre lautet: Der Körper ist dem Geist ein Sarg und Gefängnis, das Leben auf der Erde nur eine Prüfung für das wirkliche Leben in der Ewigkeit des Jenseits. Er fordert die Menschen auf:

Die Gegenbild jener Menschen, die der Erde ihre Treue schwören, beschreibt Nietzsche in der Rede von Von den Hinterweltlern (35-8), wie er in Anspielung auf die weltfremden „Hinterwäldler“ jene nennt, die hinter der realen – der einzigen – Welt noch andere erfundene Welten suchen und zu erkennen glauben.

Alle Hinterweltler, so sagt Zarathustra, werfen ihren „*Wahn jenseits der Menschen*“. Aber nicht so, wie im Streben nach dem Übermensch. Dort wird eine reale Veränderung des Menschen gefordert, der seine Möglichkeiten endlich wirklich ergreifen soll, so in seine Wirklichkeit übertreten und das, was der Mensch bisher war, überschreiten soll. Vielmehr haben die Hintermenschen ihr Streben auf das fiktive Jenseits der Religion gerichtet und diese, unsere Menschen-Welt als Werk eines Gottes angesehen.

Und mit Berufung auf dieses Jenseits, auf diese ideale Himmels-Welt, auf Gott als den großen Richter verurteilen sie die Welt sagen sie: „die Welt selber ist ein kothiges Ungeheuer“ (Za III, Von alten und neuen Tafeln 14, S.256). Es sind dies „Welt-Verleumder“ (ebd, 15, S.257)

Aber war dieser Gott, auf den sie sich beriefen, wirklich etwas 'jenseits der Menschen': Nein, denn jeder Gott ist „*Menschen-Werk und -Wahnsinn*“ (Za I, Von den Hinterweltlern, S.35). Menschen schufen ihn und sie schufen ihn aus ihren besonderen Bedürfnissen heraus. Es waren nämlich, die schwache Menschen, die einen Gott zur Rechtfertigung ihrer Schwäche und zur Denunziation des Starken und der Welt und des Lebens, zu dem sie nicht fähig waren, schufen:

„Leiden war's und Unvermögen – das schuf alle Hinterwelten [...] Müdigkeit, die mit Einem Sprunge zum Letzten will, mit einem Todessprunge, eine arme unwissende Müdigkeit, die nicht einmal mehr wollen will: die schuf alle Götter und Hinterwelten. [...] Der Leib war's, der am Leibe verzweifelte [...] Kranke und Absterbende waren es, die verachteten Leib und Erde und erfanden das Himmlische und die erlösenden Blutstropfen: aber auch noch diese süßen und düstern Gifte nahmen sie von Leib und Erde!“

Welt, Leib und Erde werden verurteilt mit Berufung auf Gott und seine jenseitige ideale Welt. Gott und Himmel sind aber von den Menschen erfunden – und zwar aus Schwäche (da der Mensch der Illusionen und der Tröstungen bedurfte). Aus Schwäche geboren waren diese Träume, die jene reale Welt, in der zu leben den Schwachen die Kraft fehlte, entwerteten zugunsten einer fiktiven himmlischen Welt. Aber diese Phantasiegebilde waren eben doch das Produkt der phantasierenden und damit schöpferischen Kraft des Menschen, der den Dingen – obwohl hier vermittelt durch eine imaginäre Instanz – erst Wert und Sinn gibt. Zarathustra spricht von „*diesem schaffenden, wollenden, werthenden Ich, welches das Maass und der Wert der Dinge ist*“ (S.36).

War diese Kraft aber bisher fehlgeleitet soll dieser schaffende, wertende, auch dichtende Impuls nun positiv, d.h. im Dienste der Höherentwicklung des Lebens, des Menschen, gewendet werden. Dazu sind einige Transformationen des schöpferischen Weges notwendig:

- Er muß frei und im Sinne der Menschen vollzogen werden, nicht mittels sich verselbständigender Phantasiegebilde, die über den Menschen schließlich eine Eigenmacht gewinnen, Gott als der Inbegriff der Fremdbestimmung und der des Menschen und der Verleumdung des unschuldigen Lebens muß dazu vom Thron gestoßen werden.
- Er muß aus Stärke eingeschlagen werden, von jenen Starken, deren überbordende Lebenskraft sich in solche Schöpfungen entlädt.
- Und er muß folglich statt gegen das Leben gerichtet zu sein im Sinne einer Höherentwicklung des Lebens, der Bejahung des Lebens, der Welt und der Erde in all ihren Schattierungen, erfolgen.

- Schließlich muß er bewußt und nicht mehr unbewußt eingeschlagen werden. Bewußt und wollen muß der Mensch der Welt einen Sinn schöpferisch erfinden

4. Der Übermensch als Zerstörer als alter und Schöpfer neuer Werte.

Der Übermensch muss die alte Werteordnung, die lebensfeindlichen, christlichen Wertetafeln, durch neue ersetzen, muss zum Gesetz-Geber werden und „neue Tafeln“ errichten. Nachdem Gott – wie es im Titel eines Stücks heißt *Ausser Dienst* (321-6) ist, wollen wir: „*lieber auf eigne Faust Schicksal machen, lieber Narr sein, lieber Gott sein!*“

Der Schaffende, muss vom Zerbrecher der alten Tafeln – dem Löwen der 3 Verwandlungen also; er muss von dem, der sich Freiheit von den alten Werten schaffte, zu dem spielenden Kind werden, das neue Werte sich schafft. Im Abschnitt *Vom Wege des Schaffenden* (81) sagt Zarathustra: „*Frei nennst du dich? Deinen herrschenden Gedanekn will ich hören und nicht, dass du einem Joch entronnen bist. [...] Frei wovon? Was schiert das Zarathustra! Hell aber soll mir dein Auge verkünden: frei wozu? Kannst du dir selber dein Böses und Gutes geben und deinen Willen über dich aufhängen wie ein Gesetz?*“

Der Schaffende, der sich von seinen Fesseln und dem Joch des ihn fremdbestimmten Du-sollst befreit hat, muss jetzt neue, selbst-bestimmte, autonome, selbst-bindende Werte finden. Aber was sind die neuen Tafeln, von denen Zarathustra spricht. Sie sind seltsam leer. Die einzig explizit gemachte Inschrift lautet: „*Werdet hart*“.

Zarathustra gibt keine neuen Gesetze. Er ist nicht der neue Religionsstifter, welche seine Wahrheit verkündet, seine Werte und seinen Weg, den man zu folgen habe. Daran sieht man, daß dies keine heilige Schrift ist, keine neue Bibel mit Anweisungen zum rechten Leben. Es geht nur darum, ein Modell zu geben, auf den Übermenschen vorzubereiten, für eine bestimmte Lebensform zu werben – zu werben mit der Anziehungskraft einer gelungenen Dichtung, eines ästhetisch geformten Kunstwerks, einer „Symphonie [...] sehr artistisch und schrittweise, wie man etwa einen Turm baut“.

Zarathustra ist kein Verkünder von Wahrheiten und Werten. Es geht ihm nicht um Jünger, die ihn folgen, weil sie ihm glauben, sondern um Einzelne, die ein Stück Weg mit ihm gehen, „*weil sie sich selber folgen wollen.*“ Zarathustra wendet sich gegen Verehrung:

„Ihr verehrt mich, aber wie, wenn euer Verehrung eines Tages umfällt? Hütet euch, daß euch nicht eine Bildsäule erschlage! Ihr sagt, ihr glaubt an Zarathustra? Aber was liegt an Zarathustra! Ihr seid meine Gläubigen: aber was liegt an allen Gläubigen! Ihr hattet euch noch nicht gesucht: da fandet ihr mich. So thun alle Gläubigen; darum ist es so wenig mit allem Glauben. Nun heisse ich euch, mich verlieren und euch finden; und erst wenn ihr mich Alle verleugnet habt, will ich euch wiedererkennen.“ (S.102)

Zarathustra antwortet auf die Frage nach den Wegen, die man einzuschlagen habe:

„Das aber – ist mein Geschmack: – kein guter, kein schlechter, aber mein Geschmack, dessen ich weder Scham noch Hehl mehr habe. ‘Das – ist nun mein Weg, – wo ist der eure?’ so antwortete ich Denen, welche mich ‘nach dem Wege’ fragten. den Weg nämlich – den gibt es nicht!“

Zarathustra will – und damit will ich schließen,

dass Alles verwandelt werde in Menschen-Denkbares, Menschen-Sichtbares, Menschen-Fühlbares! Eure eignen Sinne sollt ihr zu Ende denken! Und was ihr Welt nanntet, das soll erst von euch geschaffen werden: eure Vernunft, euer Bild, euer Wille, eure Liebe soll es selber werden!“

Und in diesem Sinne – Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!